

Vandenhoeck & Ruprecht

Heft 2 | 2015 | ISSN 2191-995X

INDES

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT



Die Stadt

Marlon Barbehön Die Vermessung der urbanen Welt Franz Walter Brennstoff
für städtische Revolten Christa Müller/Karin Werner Der neue Urbanismus
Van Bo Le-Mentzel Wir brauchen weniger »Mehr«

Diverging urban rejuvenation practices and gentrification processes in New York City, Berlin and Vienna

Yvonne Franz

Gentrification in Neighbourhood Development

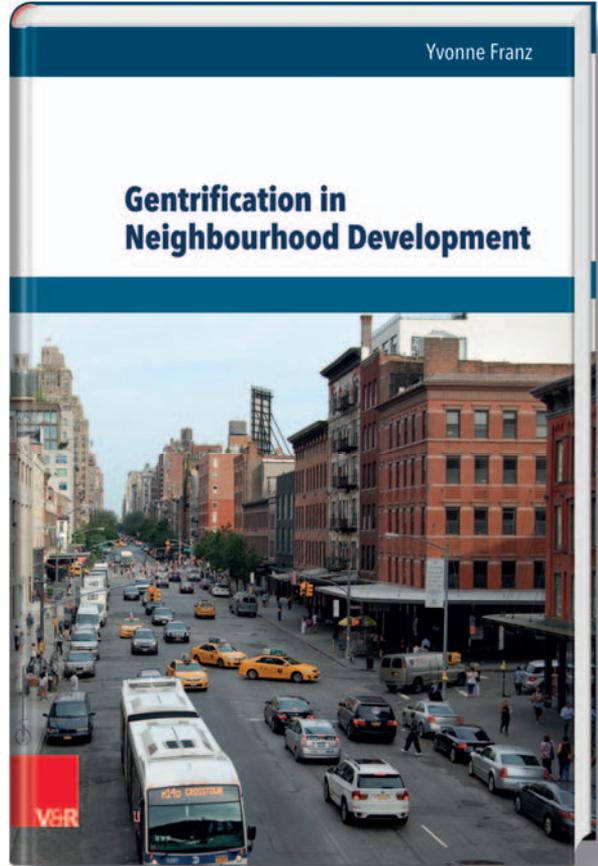
Case Studies from New York
City, Berlin and Vienna

2015. 289 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen,
gebunden

€ 49,99 D

ISBN 978-3-8471-0400-1

eBook: € 39,99



This book aims at a comprehensive understanding of diverging urban rejuvenation practices and gentrification processes in New York City, Berlin and Vienna.

Regulative and supportive mechanisms at policy and planning level have been identified through a comparative analysis of urban rejuvenation policies and actors' embeddedness. Those mechanisms enable the development of contextualised parameters that support projection attempts of future gentrification processes at the neighbourhood level. As a result, a reflective understanding of gentrification and policy recommendations are drawn at a general level. This analysis argues that cities should include gentrification as a driving force in urban policies. However, processes of gentrification require mediation and monitoring by public authorities who should be aware of the risk of social fragmentation.



V&R Academic

Verlagsgruppe Vandenhoeck & Ruprecht | V&R Academic, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
ISBN Print: 9783525800119 — ISBN E-Book: 9783647800110

www.v-r.de

EDITORIAL

≡ Michael Lühmann/Matthias Micus

Die Stadt – laut und dreckig, aber auch bunt und alternativ. Ein zerfaserter und anonymer *Moloch* einerseits, ein verdichteter sozialer Nahraum andererseits; eine unnatürliche Betonwüste und zugleich ein Ort bunter Artenvielfalt, ein Experimentierfeld der Zukunft. Städte verkörpern das betonierte Scheitern von stadtplanerischen Großentwürfen, sie sind wahrscheinlich *das* Synonym für Verkehrskollapse und überdurchschnittliche CO₂-Bilanzen, vielleicht aber ebenfalls *die* entscheidenden Orte für eine Wende zum Besseren.

Schließlich sind die Städte der Welt, so Hans Joachim Schellnhuber, Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung und Initiator der Symposiumsreihe »Die große urbane Transformation«, jüngst auf der Konferenz »4C: Changing Climate, Changing Cities« in Hongkong, die »100.000 Laboren, in denen die Moderne neu erfunden und damit der Übergang zur Nachhaltigkeit erprobt und umgesetzt werden kann.« Die Teilnehmer dieser Zusammenkunft, darunter eine Reihe von Nobelpreisträgern, richteten einen dringenden Appell an die Öffentlichkeit und insbesondere an Stadtregierungen, urbane Projekteschmieden sowie die Privatwirtschaft, um sie in die Pflicht zu nehmen, sich für die Zukunft des Planeten Erde einzusetzen und zukünftig noch mit verstärktem Engagement Konzepte und Lösungswege zu entwickeln und anzuwenden.

Dass die Hoffnung sich dabei vor allem auf den verdichteten städtischen Raum richtet, liegt in einer doppelten Erfahrung von Stadt begründet. Zum einen ist die Stadt in ihrem breiten Facettenreichtum häufig ein produktiver Ort von *gesteuerten* Innovationen gewesen – die mittelalterlichen Stadtrechte, von denen *Peter Aufgebauer* im Interview berichtet, mögen ein Beleg dafür sein. Auch *Jörg Knieling* weist den Städten bezüglich ihrer Planungskompetenz eine zentrale Verantwortung zu, wenn nicht unbedingt für die Lösung, so doch aber für die Herausforderung jenes Teils der multiplen Krise der vergangenen Jahre, der unter der ökologischen Herausforderung subsumiert wird.

Zum anderen ist die Stadt neben diesem planerisch-legislativen Zugriff – der nicht selten gescheitert und in seinen Erfolgsaussichten insofern ausgesprochen zweifelhaft ist, wie die Inspektionen von Salzgitter und Göttingen-Holtensen zeigen – auch immer ein Ort der Erneuerung *von unten* gewesen. Andreas Reckwitz hat mit seinen Überlegungen zur »Erfindung der Kreativität« etwa am Beispiel der kreativen Stadt aufgezeigt, wie in der Spätmoderne

die Idee der Kreativität, entstanden in Abgrenzung zum Funktionalitätsversprechen des Fordismus und ausgehend von minoritären Gegenkulturen, die Mehrheitsgesellschaft verändert hat. Blieben historische Vorgänger – von der Romantik bis zur Lebensreformbewegung – auf kleine, zahlenmäßig randständige Kreise beschränkt, so ist die von Planern, Architekten und Gegenkulturen getragene Kulturalisierung der Stadt in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zum Leitbild geworden. Städte sollen und wollen kreativ sein, messen sich und konkurrieren im internationalen Wettbewerb und versuchen dabei, wie *Marlon Barbehön* im Heft ausführt, nicht nur ein bestimmtes Bild nach außen abzugeben, sondern vergewissern sich zugleich ihrer selbst.

Doch die *creative city* könnte, nachdem – vielleicht auch: indem – sie von Stadtplanung und Stadtmarketing flächendeckend aufgegriffen worden ist, schon wieder Geschichte sein. Jedenfalls wird sie neuerdings herausgefordert durch wachstumskritische Initiativen in sogenannten *Transition Towns*. Blumen und Gemüse auf innerstädtischen Brachen, *Repair-Cafés* und *FabLabs*: An die Stadt des 21. Jahrhunderts richten sich zahlreiche Ansprüche *von unten*, sie wird *an* und *von* der Basis neu gedacht. Konsum, Mobilität und die dominierende Verwertungslogik werden von einer *New School* grüner Utopie kritisiert, deren Facetten *Christa Müller* und *Karin Werner* beleuchten, während der Architekturphilosoph *Van Bo Le-Mentzel* seine Vision der nachhaltigen, konsumkritischen *upcycling city* entwirft und *Sebastian Feldhusen* und *Eduard Führ* einem Architekturbegriff das Wort reden, der das Verhältnis von Architektur und Stadt nicht als gegeben und allenfalls langfristig veränderlich behauptet, sondern als Aushandlungsprozess versteht und dadurch permanent gegebene Gestaltungsfreiräume aufzeigt.

Dass die ökologische Herausforderung dabei nicht minder auch eine soziale ist, darauf hat Ulrich Brand unlängst hingewiesen. Auch die vorliegende Ausgabe der INDES wird deshalb nicht nur das urbane Ökotopia ausleuchten, sondern auch und gerade die Herausforderungen thematisieren, die unter den Stichworten Gentrifizierung und Segregation verhandelt werden. Nicht nur von einer segensreichen Zukunft künden die hier versammelten Texte, sie handeln auch von gesellschaftlichen Spaltungen, gruppenbezogenen Perspektivlosigkeiten und alt-neuen Herausforderungen durch weltweite Krisen.

Dabei wollen verschiedene Autoren dafür sensibilisieren, wie schwierig etwa Stadt zu *machen*, zusammenzuhalten, ja allein schon zu beobachten ist. Am Beispiel eines Flüchtlingslagers zeigen *Daniel Kerber* und *Isabelle Poncette* die Widersprüche von verallgemeinerten Annahmen und konkretem Leben in einem Flüchtlingscamp. Ein weiterer Text mahnt mit Blick auf

vermeintliche »Problemviertel« einen grundlegenden Perspektivwechsel an. Während sich *Franz Walter* dem komplexen Zusammenhang von Protest im urbanen Kontext auf eine Weise nähert, wie es ein knappes Jahrhundert zuvor für den Flaneur charakteristisch war, dem *Felix Butzlaff* und *Robert Mueller-Stahl* eine Hommage widmen.

Dass die aktuelle Ausgabe der INDES damit das vielgestaltige, unübersichtliche und paradoxe Bedeutungsgewebe Stadt in Gänze zu erfassen vermag, soll trotz des umfänglichen Schwerpunktes dieser Ausgabe nicht behauptet werden und war auch gar nicht unser Anspruch. Vielmehr war unser Ziel enger und realistischer, den Blick durch interessante Beiträge auf eben jenen an Bedeutung, Größe und Verantwortung wachsenden Raum zu schärfen, in dem sich im Angesicht eines rasanten globalen Wachstums von Megastädten die soziale, die ökologische und auch die demokratische Frage mutmaßlich am drängendsten stellen und in deren Kontexten sie womöglich am ehesten auch gelöst werden können.

INHALT

1 Editorial

≡ Michael Lühmann/Matthias Micus

DIE STADT

- >> INTERVIEW 7 **»Markt, Mauer und Stadtrecht«**
Über Geschichte und Geist der Stadt
≡ Interview mit Peter Aufgebauer

- >> ANALYSE 16 **Urbane Situationen**
Überlegungen zu einer Phänomenologie der Urbanität
≡ Sebastian Feldhusen/Eduard Führ

- 24 **Die Vermessung der urbanen Welt**
Zur Praxis des Städtevergleichs
≡ Marlon Barbehön

- 31 **Neuer Urbanismus**
Die *New School* grüner politischer Utopie
≡ Christa Müller/Karin Werner

- 44 **Brennstoff für städtische Revolten**
Ein historisches *Déjà-vu*?
≡ Franz Walter

- 52 **Das Viertel als Heimat**
Warum ein Perspektivwechsel in der Debatte
um »Problemviertel« nötig ist
≡ Christoph Hoefft/Sören Messinger/Jonas Rugenstein

- >> PRAXISBERICHT 60 **Weder Camp noch Stadt**
Das Flüchtlingslager als Hybrid
≡ Daniel Kerber/Isabelle Poncette

- >> **PORTRAIT** 70 **Drei Clowns in Berlin**
Flaneure in Großstadt und Gesellschaft
≡ Felix Butzlaff/Robert Mueller-Stahl
- >> **INSPEKTION** 80 **Vom »Demonstrativbauvorhaben«
zum »Prügelhügel«**
Eine (subjektive) Geschichte des Holtenser Bergs
≡ Katharina Rahlf
- 90 **Perspektiven einer »Stadt der Arbeit«**
Salzgitters Kampf gegen das Schrumpfen
≡ Julia Kiegeland/Marika Przybilla
- >> **UTOPIE** 98 **Wir brauchen weniger »Mehr«**
Ein Plädoyer für Freiräume und Experimente in der Stadt
≡ Van Bo Le-Mentzel
- >> **INTERVIEW** 107 **Stadtentwicklung in Zeiten des Klimawandels**
Von der konsumorientierten Stadt zur *Transition Town*
≡ Interview mit Jörg Knieling
- PERSPEKTIVEN**
- >> **FILMOGRAPHIE** 121 **Zwischen Verwahrung und Rebellion**
Altersheime im Film
≡ Hans J. Wulff

SCHWERPUNKT:
DIE STADT

»MARKT, MAUER UND STADTRECHT«

ÜBER GESCHICHTE UND GEIST DER STADT

☰ Interview mit Peter Aufgebauer

Die sich immer wieder wandelnde Stadt als Lebensform hat eine lange, zugleich wechselvolle Entwicklung hinter sich. Wo aber liegen die Wurzeln des Phänomens Stadt, und gibt es ein über die Zeiten bewährtes Bild der Stadt – als Vorstellung, Kriterienkatalog, Gefühl?

Das Phänomen Stadt als Lebensform ist im Wesentlichen ein europäisches Spezifikum. Städte, wie wir sie verstehen, entwickelten sich in Europa ab dem späten 11. und vor allem im 12., nördlich der Alpen im 13. Jahrhundert. Sie sind eine Sonderform der Wirtschafts- und Siedlungsweise gewesen, es gab sie weder im slawischen noch im asiatischen, afrikanischen oder transatlantischen Bereich. Die letzten Ursachen zu bestimmen, ist ein bisschen schwierig, man wird da weit über das Mittelalter hinausgehen und auf die griechische und römische Tradition der Polis und Civitasstruktur in der Antike verweisen müssen. Mit der Ausbreitung des römischen Reiches geht auch die Ausbreitung seiner Siedlungs- und Wirtschaftsstrukturen einher. Am Rhein entstehen die ersten mittelalterlichen Städte aus römischen Wurzeln, vor allem im Zuge der Limesbildung. Was sich im 12. und 13. Jahrhundert als Stadt herauskristallisiert, ist zunächst definiert als ein Rechtsbereich. Die klassische Definition von Stadt lautet: Markt, Mauer und Stadtrecht. Stadt ist also ein umgrenzter Sonderbereich, innerhalb der Mauern gilt das Stadtrecht, außerhalb das Landrecht. Zentral ist insofern zunächst der Unterschied zwischen Stadtrecht und Landrecht, diese Differenz ist allen Städten gemein, ebenso die Arbeitsteiligkeit der Wirtschaft. Die konkreten Verfassungs- und Wirtschaftsstrukturen können sich dagegen deutlich unterscheiden.

Diese Stadt-Wirtschaft, wie entwickelt die sich?

Auf dem Lande versucht die Guts- oder Bauernwirtschaft, autark zu sein. Alles, was man braucht, wird möglichst selbst erzeugt und/oder kleinräumig gehandelt. Die Stadt ist hingegen bereits sehr früh auf die erwähnte Arbeitsteiligkeit ausgelegt. Es bilden sich sehr schnell spezialisierte Gewerbe. Und zwar zuerst in der Regel jene, welche für die Grundversorgung der Bevölkerung zuständig sind: die Schlachter, die Bäcker, die Schumacher, die Gerber. Diese ältesten Gewerbe erlangen, auch weil sie im Wirtschaftssystem der Stadt eine grundlegende Funktion haben, als erste Privilegien, Innungsprivilegien bzw. Gildeprivilegien, und zwar in der Regel vom Stadtherren – also einem Adligen, einem Fürsten, einem Landesherren oder, besonders prominent, vom König. Mit diesen Privilegien beginnen sie nach und nach, ihren Interessenbereich, der sich auf die Stadt erstreckt und auf die Wirtschaftswege, in welche die Stadt eingebunden ist, auf Kosten der nominellen Rechte des Stadtherren oder Landesherren auszuweiten. Aus dieser Selbstorganisation der verschiedenen Gilden und des Interessenausgleichs durch Aushandlungsprozesse bildet sich in Mittel-, Nord- und Westdeutschland in der Regel ab dem frühen 13. Jahrhundert der Rat als kommunale Vertreterschaft für die Bürger, also für das, was sich in diesem Rechtsbereich innerhalb der Stadtmauern abspielt, mit dem Anspruch, die Interessen der gesamten Stadtbewölkerung zu vertreten. Aus dieser Entwicklungsgeschichte erklärt sich, warum in der Regel die ältesten Gilden im Rat vertreten sind. In Göttingen zum Beispiel kann man etwa ab dem Jahr 1230 feststellen, dass es eine ortsfeste Verwaltung gibt: es gibt ein Ratskollegium, es gibt ein Rathaus und die zentrale Sammlung der für die Stadt wichtigen Quellen setzt ein.¹ Innerhalb der frühen Ratskollegien dominieren bestimmte Familien oder Gewerbebezüge. Das sind in Westdeutschland und in Norddeutschland in der Regel Kaufleute oder Kaufmannskonsortien, vor allem jene, die Fernhandel betreiben. Das ist gleichzeitig die Trägerschicht der Hanse, die ab dem 13. und vor allem im 14. und 15. Jahrhundert von Flandern bis weit ins Baltikum reicht. In Göttingen sind die Kaufleute ab etwa 1400 für den Rest des Mittelalters sogar die einzigen, die den Rat stellen. Dies ist deshalb möglich, weil es keine Wahlen gibt. Stattdessen wird, wenn ein Ratsherr stirbt, dessen Nachfolger aus der Gruppe der Kaufleute, die ihr Netzwerk über Heirat und Handelsbeziehungen permanent stabilisierten und ausbauten, kooptiert.

Ein Hort der Demokratie war die mittelalterliche Stadt also eher nicht?

Nein, das ist alles nicht demokratisch gewesen, aber dieses Procedere hat über etwa 150 Jahre hinweg wunderbar funktioniert, weil sich die

¹ Die älteste Originalurkunde stammt aus dem Jahr 1232 und ist bis heute erhalten geblieben, weil es seit dem 13. Jahrhundert ein Archiv gibt, an einem geschützten Ort, dem Rathaus.

eigenen Interessen mit den Stadtinteressen verbanden – im Zweifel gegen den Fürsten oder Landesherrn. In Göttingen kann man das daran ablesen, dass gegen Ende des 14. Jahrhunderts der Landesherr in einer Fehde aus der eigentlichen Residenzstadt vertrieben und die stadtherrliche Burg dem Erdboden gleich gemacht wird. Während jener sich in einem entlegenen Teil seiner Herrschaft niederlassen muss, wird die Stadt erweitert: Die alte Stadtmauer wird aufgegeben und ein großer Wall mit Mauer, der heute noch steht, erweitert das Rechts- und Wirtschaftsgebiet der Stadt. Gleichzeitig beginnt man mit der Sanierung sämtlicher Innenstadtkirchen. Dies alles geschieht innerhalb einer einzigen Generation in den 1360er bis 1380er Jahren, was auf die ungeheure finanzielle Potenz dieser Stadtbürger-Generation verweist, die mit unglaublichen Investitionsmitteln die Stadt nicht nur erweitern, sondern zugleich modernisieren und so über die Region hinaus bedeutender machen kann. Damit ist freilich der Gipfelpunkt erreicht, die Macht der Stadtbürger bricht bald darauf zusammen, eine Krise bricht aus, sie haben sich übernommen und der Landesherr kommt wieder zurück. In diesen Grundlinien verlaufen, in diesem beispielhaften Wechselspiel zeigen sich die Anfänge der mitteleuropäischen Stadt als Sonderfall historischer Siedlung.

Gibt es, hieran anknüpfend, in der Frühen Neuzeit so etwas wie eine logische und folglich allgemeine, gemeinsame (Weiter-)Entwicklung? Oder überwiegen, in Anbetracht der gänzlich verschiedenen Größe und Bedeutung der einzelnen Städte, die Differenzen?

Es gab natürlich von vornherein unterschiedliche Stadttypen. Gemeinsam ist den Städten – nochmals – lediglich der Dreisatz aus Markt, Mauer und Stadtrecht. Hingegen unterscheiden sich die Städte allein schon hinsichtlich der nominellen Stadtherrschaft. So konnte es ein weltlicher Fürst sein, gegen den die Stadt sich emanzipieren musste, oder ein geistlicher Fürst, wie im Fall der Bischofsstadt Bremen zum Beispiel. Die Emanzipation von der Obrigkeit wiederum ist ein ganz typischer Prozess. In der Regel aber kommen die Landesherren spätestens in der frühen Neuzeit wieder zurück beziehungsweise erstarken erneut. Die nominellen Residenzstädte werden dann auch tatsächlich wieder teils blühende faktische Residenzstädte. Es gibt zwar auch Jagdschlösser und Lustschlösser fernab der frühneuzeitlichen Stadt – der Fürstbischof von Münster etwa baut sich im 18. Jahrhundert in Clemenswerth eine Jagdanlage mit prächtigem Palais – aber das ist mehr als adliges Gebaren zu verstehen und nicht mehr darauf zurückzuführen, dass er die Gewalt über seine Bischofsstadt verloren hätte.

Was ist der Grund dafür, dass die Territorialherren auf Kosten der Autonomie der Städte wieder erstarben?

Dafür gibt es globale wirtschaftliche Hintergründe, etwa den Niedergang der Hanse. Im Zuge dessen versuchten die angrenzenden Monarchien und die Territorialherren, die Autonomie der Städte und auch die Handelsautonomie, d. h. die Außenpolitik der Städte stärker zu bestreiten. Überdies wurde jetzt durch die Etablierung einer zentralen landesherrlichen Politik das Land wirtschaftlich und auch religiös vereinheitlicht. Diese Zentralisierung ist ein allgemeines Phänomen, welches natürlich auf Kosten der von den Städten mühsam erarbeiteten Autonomie ging. Und diese geht ihrerseits deutlich zurück, bis dann schließlich auch noch die Stadtbefestigung obsolet wird.

Zentrale wirtschaftliche Steuerung, die schwindende Bedeutung der Stadtmauern und der Verlust von Autonomie – ist dies das Ende von »Markt, Mauer und Stadtrecht«, der Untergang der alten Stadt?

Eingeschränkt, ja gestoppt wird zumindest die Handlungsfreiheit der Städte im Hinblick auf die *Weiterentwicklung* des Stadtrechts. Die etablierten Statuten, die ganz oft wenig systematisch infolge konkret auftretender Regelungsbedarfe und also kasuistisch entstehen und weiterentwickelt werden, sind eine wesentliche Errungenschaft der mittelalterlichen Stadt. Gegen das Erstarren der neuen Fürstenherrschaft versuchen die Städte, wenigstens diesen Stand zu halten. Dabei beobachten wir interessante Aushandlungsprozesse. Der Fürst ist immer darauf angewiesen, dass sein Land und seine Städte ihm huldigen und seine Herrschaft nicht nur qua Geburt, sondern auch von unten, von der Gefolgschaft legitimiert wird. Dieser Huldigungsprozedur sind oftmals Absprachen vorgeschaltet, deren Minimalkonsens für gewöhnlich darin besteht, dass die Stadt ihre errungenen Statuten behalten kann und die Stadtverfassung bestätigt wird. Die neue Stärke der Landesherren zeigt sich daran, dass die Weiterentwicklung von Rechten der Zustimmung des Landesherrn bedarf. Der erreichte Stand bleibt aber in der Regel gewahrt.

Gilt dies auch für den in den meisten Stadtrechten verankerten Grundsatz »Stadtluft macht frei«? Und, darüber hinaus, begründet dieser Grundsatz im Umkehrschluss ein freiheitliches Denken, eine spezifisch städtische Liberalität?

Der Rechtssatz »Stadtluft macht frei« ist tatsächlich in vielen mittelalterlichen Stadtrechten verankert. Er bedeutet im Prinzip erst einmal nur ein Freiheitsversprechen für jene, die auf dem Lande noch als Hörige, als Unfreie leben müssen, die an eine Scholle gebunden sind und dem Grundherren Dienste zu leisten haben, weil sie nach mittelalterlichem Rechtsverständnis



ebenso wie der Grund und Boden eigentumsrechtlich dem Grundherrn gehören. Schafft es nun aber ein Unfreier, ein Höriger, in die Stadt zu gelangen und sich dort »ein Jahr und einen Tag«, so der zweite Teil des betreffenden Rechtsgrundsatzes, aufzuhalten, also sich so lange versteckt zu halten oder durch Zuarbeiten zu überleben, so kann nach dieser Verjährungsfrist der Herr ihn nicht mehr belangen und zurückfordern. Die Flucht in die Stadt war mithin eine Möglichkeit, der Hörigkeit zu entkommen. Das ist offenbar so attraktiv gewesen und ist so oft durchgeführt worden, dass eine ganze Reihe stadtnaher Dörfer verschwanden. Das zeigt, dass dieses Prinzip »Stadtluft macht frei« funktioniert hat. Das hatte aber mit Liberalität oder Toleranz im Sinne der Aufklärung nichts zu tun.

Inwiefern?

Wie die von Eigeninteressen geleiteten Kooptationen der städtischen Räte basierender Grundsatz »Stadtluft macht frei« auf wohlverstandenen eigenen

Interesse: Wenn es allen gut geht, wenn innerhalb der Mauer, im Zuständigkeitsbereich des Rates, Recht und Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit herrscht, wenn im Alltag Stadtfrieden herrscht, dann kann die Stadt als Interessengemeinschaft davon nur profitieren. Dies gilt nicht nur, aber in einer von Kaufleuten dominierten Stadt ganz wesentlich auch für die Rechtssicherheit und die persönliche Unversehrtheit der auswärtigen Kaufleute, welche in einem dichten Netz von Wirtschaftsverflechtungen einen großen Anteil am Wohlergehen der Stadt besitzen. Das Wachstum der Städte basiert auf einer funktionierenden Wirtschaft, auf dem dadurch erreichten Standard der Handwerker und Kaufleute und dem Zuwachs aus dem Umland nach dem Prinzip »Stadtluft macht frei«. Aber mit liberalen und toleranten Überzeugungen hat das wenig zu tun, wie man ganz deutlich an der Duldung der Juden sieht. Solange man sie wirtschaftlich braucht, weil theologisch gesehen das Geldleihen als Wucher gilt und deshalb den Christen verboten ist, werden sie geduldet, geschont und erhalten einen Rechtsstatus. Sie können sich dadurch ihre eigenen Institutionen schaffen. Aber ab dem Zeitpunkt, da man sie nicht mehr »braucht«, werden sie gnadenlos verdrängt oder gewaltsam vertrieben. Spätestens im 15. Jahrhundert gilt: »Wir brauchen keine Juden mehr, wir haben andere, die wuchern können«. Ähnliches gilt für die Zeit der Reformation. Der Landesherr, der etwa das Luthertum von oben her einführt, den schert nicht, ob es in seinem Herrschaftsgebiet katholische Mönche gibt, die müssen entweder evangelisch werden, die Messe aufgeben oder werden vertrieben. Toleranz gibt es damals praktisch keine, die kommt erst mit der Aufklärung als philosophische Absetzbewegung von der Dominanz der Religion.

Die Stadt ist ein vielfältiges soziales Gebilde. Nun haben wir auf der einen Seite weitreichende Stadtrechte, die das Wohlergehen der Stadt regeln. Auf der anderen Seite ist die Stadt auch immer ein Ort sozialer Konflikte, im Mittelalter und darüber hinaus, ein Ort von Not und Elend, Krankheit, Armut und Tod.

Auf der einen Seite das Problem der krassen sozialen Unterschiede, die es in der Stadt natürlich gibt, und auf der anderen Seite die Stadtrechte, dieser Komplex lässt sich nur schwer erfassen. Das hängt vor allem damit zusammen, dass vieles, was im Alltag der Stadt passiert, gar nicht aufgeschrieben wird. Es handelt sich also vor allem um ein Problem der Überlieferung. Wir kennen zumeist nur die Reflexe, also wie eine Stadt auf konkrete Herausforderungen reagiert, indem sie Regelungsbedarf verschriftlicht. Von daher lässt sich schwer beantworten, ob das, was wir von den geregelten Dingen erfassen können, überhaupt repräsentativ ist. Klar ist aber, dass es große soziale

Gegensätze gibt und außerhalb etwa der Gilden und Zünfte so etwas wie ein soziales Netz kaum existiert. Die Witwe eines Handwerkers, der zünftig organisiert ist, kann in der Regel erreichen, dass sie unter dem Schutz der Gilde den Betrieb weiterführen kann. Es gibt aber auch Fälle, wo eine Frau, die plötzlich Witwe geworden ist und viele Kinder hat, nicht anders durchkommt, als sich im städtischen Frauenhaus zu prostituieren. Das sind Dinge, die punktuell aufscheinen, welche die soziale Spanne ganz deutlich machen. Arm und reich, Elend und Not gehören zur alltäglichen Erfahrung.

Wie verhält es sich mit der »Gestalt« der Stadt? Prachtvolle Markthäuser hier, verdichtete Armenviertel dort – resultieren daraus gesellschaftliche Spannungen, die sich regelmäßig in Konflikten entladen?

Es gab keinen räumlichen Druck. Auch die optische Wahrnehmung einer Stadt war eine ganz andere als heute. Wenn man heute durch die Straßen geht, findet man ärgerlichen Leerstand. Man mokiert sich darüber, dass sich Ketten, die es überall gibt, breit machen und die Fußgängerzone dominieren. Im Mittelalter ist das ganz anders, da gibt es neue Häuser neben wüsten Stellen und zwar generationenlang. Die Vereinheitlichung des Stadtbildes, das Phänomen, dass Häuser nach den Vorgaben eines größeren Programmes abgerissen oder neu gebaut werden, ist ein Merkmal der Frühen Neuzeit. In Göttingen werden die brachliegenden Areale erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, in einer Zeit der rapiden Vergrößerung der Städte, ausgefüllt. Vorher gibt es noch ausreichend randstädtischen, innerhalb der Mauer liegenden Raum, in dem sich bestimmte Gruppen, etwa sozial Schwache, niederlassen können. Hier entstehen dann etwa die Rotlichtviertel, weil nicht wenigen in sozialer Not die Prostitution als letzter Ausweg erscheint. Aber das findet innerhalb der Stadt statt. Auch Prostituierte brauchen den Schutz der Mauern, auch sie haben einen kontrollierten und definierten Status, gehören zur Gesellschaft. Integriert wäre wohl zu viel gesagt, weil Prostitution als unsittlich gilt, aber sie ist eben geduldet, auch und gerade als soziales Ventil. Schließlich gilt bis in das frühe 19. Jahrhundert ein generelles Heiratsverbot für Knechte und Mägde. Knechte und Mägde gehören zur Familie des Hausherrn und der will natürlich seine Kinder und nicht die Kinder seiner Knechte und Mägde mitversorgen. Deswegen gibt es ganz viele illegitime Liebesbeziehungen in diesem relativ großen Bevölkerungsbereich mit der entsprechenden Folgeerscheinung vieler illegitimer Kinder oder Abtreibungen. Dagegen vorzugehen, fühlt sich der Rat als Ordnungsinstanz zuständig. Er versucht zunächst Duldungsregeln und dann, im 16. Jahrhundert, mit der Durchsetzung der lutherischen Konfession von oben her, eine neue Sittlichkeit

und Frömmigkeit durchzusetzen und die illegitimen Kinder gleichzeitig zu dulden und zu erziehen. Aber an der sozialen Ursache, am Heiratsverbot, daran wird nicht gerüttelt.

Bei allen Einschränkungen: Kann man im Hinblick auf das Innovationspotential trotzdem davon sprechen, dass das Mittelalter, vor allem das späte Mittelalter, als »die« Blütezeit der Städte gelten kann – und nicht die Stadt der Neuzeit?

So würde ich den Unterschied oder den Gegensatz nicht aufmachen. Auch wenn die Städte im Mittelalter für die Wirtschafts- und Sozialentwicklung und auch für die medizinische Entwicklung und ebenso bildungstechnisch eine große Rolle gespielt haben, ist klar, dass damals mehr als 90 % der Bevölkerung auf dem Lande wohnten, außerhalb der Städte. Wenn man die Bevölkerung insgesamt betrachtet, dann sind die Städte überhaupt nicht repräsentativ für den Alltag und das Leben der Mehrheit. Das hat sich heute verwischt. Einerseits gibt es kaum noch Unterschiede zwischen dem städtischen und ländlichen Leben, was den wirtschaftlichen und sozialen Standard angeht. Andererseits ist charakteristisch für die letzten anderthalb bis zwei Generationen, dass junge Familien, die mit mehreren Kindern leben wollen, in der Stadt keinen familienfreundlichen, bezahlbaren Wohnraum finden, jedenfalls in den meisten Mittelstädten, weil der Zug in die Städte so stark ist. Insofern ist das schwierig zu beantworten.

Das Bild, welches wir heute von Stadt haben, scheint stark mit dem Mittelalter zusammenzuhängen? Es gibt kaum eine Großstadt von Rang in Europa ohne bedeutende mittelalterliche Vorgeschichte.

Das stimmt, allerdings mit Einschränkungen. In Frankreich schaut man sehr früh nach Paris, in England auf die Groß- und Weltstadt London, in Deutschland ist das nicht der Fall, zumindest nicht vor der deutschen Einigung. In Deutschland gibt es große Städte, zu denen Hannover oder Berlin noch lange nicht gehörten – Berlin etwa ist nicht vor dem 19. Jahrhundert Großstadt geworden, als Resultat nachholender neuzeitlicher Herrschaftskonzentration im Zuge des Aufstiegs Preußens. Großstädte im 19. Jahrhundert waren München und – im weiteren Reich – Wien und Prag, dazu die Großstädte am Rhein wie Köln und Mainz. Was sie in der Tat als prototypisch für große Städte erscheinen lässt, sind deren mittelalterliche Wurzeln und deren große mittelalterliche Vergangenheit: Das waren oft Residenzstädte, da liegen dann auch Kaiser begraben, bedeutende Fürsten. Hieraus resultiert eine jeweils eigene, individuelle, stadtspezifische Tradition. Aus dieser Quelle speist sich ihr Rang.

Da wir in einem Zeitalter der Städte, der Megastädte leben und der Auffassung, dass in der Zukunft alles möglich sei in der Stadt – lassen sich aus der Geschichte der mittelalterlichen Stadt vielleicht Lehren oder Warnungen ableiten?

Warnungen, damit wäre ich vorsichtig. Mir ist wichtig, zum Abschluss und im Anschluss an die vorherige Frage, den Begriff der Identität einzuführen. Identität ist eigentlich ein Begriff aus der Verwaltungssprache, der eine Antwort darauf gibt, wer man eigentlich ist. Identität wird durch Geschichte gebildet, auch bei Städten. Die Identität einer Stadt wird durch ihre Geschichte deutlich, durch ihre Relikte sichtbar. Jede Stadt hat ihre eigene Vergangenheit, eine jeweils individuelle Identität. Ich würde insofern dafür plädieren, dass man diese Identität beachtet. Konkret geht es um ganz banale Probleme, z. B. die Monotonie vieler Fußgängerzonen. Die Individualität ist an den Geschäften kaum noch erkennbar. Den Tourismus aber kann eine Stadt nur nutzen, wenn sie ihre Identität behält, dazu muss sie noch als städtisches Individuum zu erkennen sein, muss ihre singuläre Kultur mit all ihren Zeugnissen wahrgenommen werden können. Diese Erkenntnis setzt sich auch in den großen Metropolen und Megastädten zunehmend durch. In London beispielsweise achtet man bei Neubauprojekten darauf, dass sich die touristische und kulturelle Attraktivität der Stadt dadurch erhöht. Das ist, mit Blick in die jüngere Geschichte, alles andere als selbstverständlich. Wenn man sich einmal in Niedersachsen die Stadtentwicklung in den 1960er und frühen 1970er Jahren anschaut, was da alles baulich passiert ist. Das wäre heute nicht mehr möglich, dass man diese Klötze in die Innenstädte hinsetzt. Einen starken Einschnitt in diese Praxis bedeutete das Denkmalschutzgesetz von 1978, dieses Gesetz wurde damals gegen den Widerstand der Städte und Kommunen durchgesetzt, die wollten sich nicht in ihre Angelegenheiten hineinreden lassen. In diesem Fall aber war es gut, dass sich das Land da durchgesetzt hat. Noch einmal: Man muss beachten, dass die Identität gewahrt bleibt.

Das Interview führten Michael Lühmann und Matthias Micus.



Prof. Dr. Peter Aufgebauer, geb. 1948, Historiker, bis 2013 Mitarbeiter des Instituts für Historische Landesforschung der Georg-August-Universität Göttingen; Arbeitsgebiete: Mittlere und Neuere Geschichte, Orts- und Landesgeschichte, Geschichte der Juden, Wissenschaftsgeschichte; Denkmalbeauftragter der Georg-August-Universität, Vorsitzender des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung e. V.

URBANE SITUATIONEN

ÜBERLEGUNGEN ZU EINER PHÄNOMENOLOGIE DER URBANITÄT¹

≡ Sebastian Feldhusen/Eduard Führ

Was hat Architektur mit dem Leben in der Stadt zu tun? Diese Frage gibt seit über 2.000 Jahren zu denken, auch im 20. Jahrhundert noch – und dies grundsätzlicher als je zuvor in der Architekturgeschichte. Impulse kamen einerseits aus der modernen Architektur, andererseits aus Philosophie, Soziologie, Anthropologie und Psychologie, darunter auch die »Phänomenologie«, ein Ansatz zum Verständnis der Welt, bei dem alles, was ist, als vom Menschen her konstituiert angenommen wird. Hierbei handelt es sich weniger um eine in sich geschlossene Disziplin als um einen fächerübergreifenden wissenschaftstheoretischen Ansatz. Wir beschränken uns hier auf die Architekturphänomenologie.²

PHÄNOMENOLOGIE UND URBANITÄT – ERSTES HINDERNIS IN DEN GEISTESWISSENSCHAFTEN

Für die klassische Architekturphänomenologie, so möchten wir sie hier nennen, stellt das Verhältnis von Phänomenologie und Urbanität ein Problem dar. Zumeist wird es als Gegensatz aufgefasst. Dieser Schluss liegt in einigen Dualismen begründet: Hier ist erstens eine strikte Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit zu nennen, der zufolge die Stadt (in den Disziplinen wie Stadtplanung, Städtebau, Stadtsoziologie) den Raum der Öffentlichkeit und des Gesellschaftlichen repräsentiert, die Wohnhäuser hingegen als Ort des Privaten und Persönlichen verstanden werden. Zweitens werden die wissenschaftlichen Experten den Laien des Alltags entgegengestellt. Antithetisch wird darüber hinaus Denken einerseits, Fühlen andererseits aufgefasst, ein unvereinbarer Widerspruch schließlich zwischen einer Planung von oben (ohne die Beteiligung der Betroffenen) und einer Planung von unten (unter Ermangelung jeglicher professionellen Reflexion und Sachkunde) gesehen.

1 Wir wissen, dass es wegen der vorgegebenen Kürze des Beitrags unmöglich ist, die nun folgenden Thesen ausführlich zu begründen. Wir möchten die Leser aber über eine gegenwärtige Diskussion informieren. Wir verstehen die Literaturverweise nicht als *Namedropping*, sondern als Referenz.

2 Es gibt einen engeren und einen weiteren Architekturbegriff, der engere meint Gebäude als bauliche Anlagen, der weitere alles, was mit der baulichen Veränderung der Umwelt zu tun hat, insbesondere Gebäude, Innenarchitektur, Landschaftsarchitektur und den Städtebau. Wir benutzen hier diesen weiten Architekturbegriff. Einen kritischen Überblick über die klassischen Ansätze der Architekturphänomenologie gibt Eduard Führ, *Inside Out*, in: *Ausdruck und Gebrauch*, Jg. 11 (2013) H. 11, S. 32–58.

Man kann – komplexitätsreduzierend – die Gegensätze in Gestalt von Georg Simmel und Otto Friedrich Bollnow personifizieren⁵: Georg Simmels »Großstadt und das Geistesleben«⁴ besagt im Grunde, dass die moderne Großstadt den einzelnen Menschen überfordere, was ihn zu einer distanzierenden Zuflucht in eine reine Geistigkeit veranlasse. Bollnow wiederum versteht in »Mensch und Raum«⁵ den Menschen als körperliches und psychisch-seelisches Wesen und den Raum als »Aufspannung des Subjekts«. Raum ist für Bollnow also ein persönlicher und insofern privater Raum, der allerhöchstens in der Familie und ansonsten nur *gegen* die Anderen konstituiert werden kann. Rationalität hingegen, wie sie für das Zusammenleben in Städten charakteristisch ist, begründe in ihrer Abstraktheit und Allgemeinheit die Distanzierung des Menschen von der Außenwelt – eine Distanz, die aber mit der Aufspannung des psychisch-seelischen Menschen im Raum konfligiere, weshalb sich der Mensch durch Rationalität und Intellektualität selbst gefährde. Urbanität und Phänomenologie wären demnach miteinander nicht zu vermitteln.

PHÄNOMENOLOGIE UND URBANITÄT – ERSTES HINDERNIS IN DEN ARCHITEKTURDISZIPLINEN

Aber nicht nur in der geisteswissenschaftlichen Theorie, auch in den praktisch wirkenden Disziplinen wie Städtebau, Landschaftsarchitektur, Hochbauarchitektur, Bauingenieurwesen, Innenarchitektur usw. gilt es, Probleme zwischen Phänomenologie und Urbanität zu vermitteln. Architekten verstehen sich heute weitgehend immer noch als Erzeuger von *Hardware* und Strukturen, sie betrachten als deren Qualität das Baukünstlerische an sich, das Sachlich-Notwendige oder das Technisch-Effektive. Es geht ihnen um das Immer-Gültige, das Über-Individuelle, die Ordnung des Werkes, die sachlich gebotene Funktionalität oder den allgemeinen Nutzen. Das geht schwer mit einem phänomenologischen Ansatz zusammen. Selbst wenn an die Benutzer gedacht wird, wird ihr Tun völlig vom Entwerfen getrennt. Das Tun der Benutzer ist das Nutzen, Gebrauchen, Wohnen, Bewohnen. Diese Tätigkeiten sind in unserem Alltagsverständnis keine kreativen Tätigkeiten, sondern darauf ausgerichtet, das Vorgegebene zu rezipieren, aufzunehmen, anzueignen. Die Kreativität der Benutzer wird in Randgebiete (Einrichtung der Wohnung, Pflege des Gartens usw.) abgedrängt, als Banausentum, als Missbrauch und Zerstörung des Werkes abgetan. Die Architektur der Architekten und die Phänomenologie des Alltags schließen sich bei dieser Denkweise gegenseitig aus.⁶

3 Wir bitten um Verständnis, dass wir hier nicht stärker ausdifferenzieren können, was erforderlich wäre.

4 Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: Thomas Petermann (Hg.), Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung, Dresden 1903, S. 185–206; online verfügbar unter URL: <http://www.cloud-cuckoo.net/openarchive/Autoren/Simmel/Simmel1903.htm> [eingesehen am 06.05.2015].

5 Otto Friedrich Bollnow, Neue Geborgenheit. Das Problem einer Überwindung des Existentialismus, Stuttgart 1972.

6 Allerdings gibt es auch Alternativansätze, siehe etwa Bernard Rudofsky, Architecture Without Architects: A Short Introduction to Non-Pedigreed Architecture, New York 1987.

KRITIK KLASSISCHER ARCHITEKTURPHÄNOMENOLOGIEN

Wir hatten gesagt, dass Phänomenologie ein Ansatz zum Verständnis der Welt ist, bei dem alles, was ist, als vom Menschen her konstituiert angenommen wird. Dabei gibt es viele Abstufungen, die darin liegen, ob man das konkret oder verallgemeinernd meint, ob Aussagen über die *Praxis* oder das *Wesen* der Dinge getroffen werden – und was man unter »Welt«, »Mensch« und »konstituieren« versteht. Was die klassischen Architekturphänomenologien eint, sind ihre Gegenschaften: gegen einen mathematischen Raumbegriff, gegen eine rationale Ordnung, gegen eine Gegenständlichkeit der Werke, gegen eine sachliche Haltung, gegen eine Orientierung an der Zweckmäßigkeit, gegen eine negative Ästhetik und gegen einen dekonstruktiven Kunstbegriff. Ist dies aber erforderlich?

RAUM

Der wichtigste Gegner eines phänomenologischen Raumverständnisses ist traditionell Euklid.⁷ Der Vorwurf gegen das euklidische Raumverständnis besteht darin, dass es sich bei ihm um einen abstrakten, rein mathematischen, entmenschlichten, sinn- und wertneutralen Raum handelt.⁸ In der Mathematik wird aber der »Euklidische Raum« nicht im Gegensatz zum »Nichteuklidischen Raum« gesehen⁹, er wird vielmehr als ein Raum verstanden, der sein Fundament in der Alltagswelt der Menschen hat. Das *Wahrnehmen*, das heißt eine der Wirklichkeit angemessene Rekonstruktion dieser alltagsweltlichen euklidischen Räumlichkeit, ist aufgrund der den Menschen gegebenen Fähigkeiten möglich und für das Leben in der Natur und bei der Interaktion mit den Mitmenschen notwendig. Der euklidische Raum wird nicht abgebildet, schon gar nicht optisch¹⁰, sondern rekonstruiert. Es ist offensichtlich, dass sich der Horizont beim Gehen, bei dem der Körper und damit der Kopf stets wellenförmig etwas auf- und abschwingt, nicht senkt und hebt, und dass sich die Welt nicht dreht, wenn sich eine Person umdreht. Der Euklidische Raum ist folglich ein im Subjekt abgebildeter, im Medium des Gehirns rekonstruierter und sich vergegenständlichender transzendentaler Raum, in dem sich weitere subjektive Räume, Atmosphären, emotionale Besetzungen usw. situieren können.

DENKEN

Die Feindschaft zur Mathematik, wie sie vor allem von der lebensphilosophisch orientierten Architekturphänomenologie gepflegt wird, gründet auf dem Vorwurf, letztere blende das Leben aus. Sie begünstigt aber zugleich Tendenzen, zugunsten des Bekenntnisses zum konkreten Leben jedes abstrakte Denken zu verdrängen. Gleichwohl argumentieren viele Architekturphänomenologen wissenschaftlich, indem sie einerseits rationalisieren und

7 Vgl. Otto Friedrich Bollnow, *Mensch und Raum*, Stuttgart 1985, S. 16–18.

8 Vgl. ebd., S. 17f.

9 Euklid geht es um Konstruktions- und Berechnungsmöglichkeiten geometrischer Elemente. In der Stereometrie geht es ihm allein um Körper (und Körpervolumen), nicht um Raum im modernen Verständnis. Bereits Carl Friedrich Gauß war es bei der Landesvermessung des Königreichs Hannover aufgefallen, dass die Euklidischen Aussagen auf einer Kugeloberfläche nicht mehr gelten.

10 Der bis heute übliche Vergleich des Sehens mit dem Fotografieren legt dies leider nahe. Mit der Abbildung eines äußeren Objektes auf der Retina eines Auges endet aber nicht der Vorgang des Sehens, vielmehr fängt er jetzt erst an. Es gelingt aber eine analoge Rekonstruktion.

andererseits Forschungsergebnisse anführen, die ihre eigenen Ansätze und ihre Argumentationen stützen.

Dass wissenschaftliches Denken eine Grundbedingung jeglicher Phänomenologie ist, verdeutlichte Martin Heidegger bereits im Titel seines Vortrages »Bauen Wohnen Denken«¹¹. In diesem macht er auf zwei unterschiedliche Weisen des Denkens aufmerksam. Einerseits versteht er das Denken als Nachdenken über Bauen und Wohnen, also als etwas, das nicht auf der gleichen Ebene zu sein scheint wie diese. Dabei hofft er, dass das Wohnen und Bauen weiterhin fragwürdig bleibe und auch künftig Denkwürdiges biete. Damit ist deutlich, dass für Heidegger das Denken nicht die Zerstörung der Seienden darstellt, sondern ein Mittel bietet, dieses in seiner Wahrheit zu fassen.

Heidegger geht aber noch einen Schritt weiter. Denken gehöre – wie das Bauen auch – in das Wohnen, das er wiederum als Weise des Seins in der Welt darstellt. Das Denken ist für Heidegger also nicht die Zerstörung des Seins in der Welt, es ist auch nicht als kognitive Aktivität von ihr abgetrennt, sondern eine Weise der Durchdringung und des Einwohnens in der Wirklichkeit. Wobei für ihn das Denken – im Wechselspiel mit der Wahrnehmung – bereits in »Sein und Zeit«¹² überhaupt die Voraussetzung ist, um das Phänomen, das im alltäglichen Umgang »zunächst und zumeist« nicht erkennbar ist, wissenschaftlich zu untersuchen.¹³

Früher noch hat das in ähnlicher Weise Edmund Husserl formuliert, der in einer phänomenologischen Untersuchung eine Art »Bruch« mit den »natürlichen Einstellungen«¹⁴ forderte: »Anstatt nun in dieser Einstellung [der natürlichen] zu verbleiben, wollen wir sie [die natürlichen Einstellungen] radikal ändern«¹⁵ – und zwar, indem das Wahrgenommene *bewusst* gemacht wird.¹⁶ Vor diesem Hintergrund scheint es wenig überzeugend zu sein, den Menschen auf Gefühle zu reduzieren und seine Intellektualität als kalt und unmenschlich zu verstehen, ja, überhaupt Emotionalität und Rationalität voneinander zu trennen, womöglich das eine im Bauch, das andere im Kopf zu verorten.¹⁷ Denken zerstört nicht die Welt, sondern reichert sie vielmehr an. Im Denken sucht man nach Erkenntnis innerhalb der Wirklichkeit. Denken gebiert Zukunft und stiftet Sinn.

PRAXIS

Eine weitere permanente Reibungsfläche vieler Architekturphänomenologien sind die Zweckmäßigkeit, Funktionalität und Alltagsauglichkeit der Architektur.¹⁸ Die diesbezüglichen Annahmen gründen im Idealismus des 19. Jahrhunderts, bei dem die Zweckmäßigkeit nur als Sinn eines Gegenstandes in Bezug auf einen anderen verstanden wird (ein Hammer etwa ist nicht

11 Martin Heidegger, Bauen Wohnen Denken, in: Eduard Führ (Hg.), Bauen und Wohnen. Martin Heideggers Grundlegung einer Phänomenologie der Architektur, Münster 2000, S. 31–49.

12 Martin Heidegger, Sein und Zeit, Tübingen 1972.

13 Ebd., S. 35f.

14 Edmund Husserl, Die phänomenologische Fundamentalbetrachtung, in: Klaus Held (Hg.), Edmund Husserl. Die phänomenologische Methode. Ausgewählte Texte I, Stuttgart 2010, S. 131–195.

15 Ebd. S. 137.

16 Ebd. S. 138.

17 Vgl. Norbert Elias, Der Prozess der Zivilisation. Basel 1976.

18 Vgl. etwa Christian Norberg-Schulz, Genius loci heute, in: Rudolf Wildenmann (Hg.), Stadt, Kultur, Natur. Chancen zukünftiger Lebensgestaltung, Baden-Baden 1989, S. 180–185; Ders., Architecture: Presence, Language, and Place, Milan 2000.

in sich selbst sinnvoll, sondern nur in Bezug auf das Einschlagen eines Nagels). Gegenstände sind soweit nicht selbstständig und damit in sich selbst defizient. Die postulierte Zweckmäßigkeit des Bauens verhindere gerade die Realisierung von überindividuell menschlichem Sinn oder von ideal-humanistischer Geistigkeit. Der Funktionalismus des 20. Jahrhunderts wird aufgefasst als rationales, technisches und ökonomisch effizientes Verfahren zur Herstellung von Architektur und Stadt, das die Menschlichkeit verdrängt.

Die idealistische Sicht der Dinge aber übersieht, dass es Dinge als ontologische Solitäre nicht gibt. Heidegger macht das in »Sein und Zeit« deutlich, indem er statt vom solitären Ding von »Zeug« und von »Zeugzusammenhang« spricht.¹⁹ Dinge sind stets Elemente einer Ordnung, konfigurieren sich zueinander, erzeugen Hierarchien, verweisen auf andere Gegenstände. Gerade dem Funktionalismus geht es um den Menschen. Das Sachliche ist nicht unmenschlich, sondern das Menschliche in die Ordnung und in das Format der Sachen gebracht. Menschlichkeit ist für Funktionalisten nicht Epiphanie, sondern »Vererdung«.

MODERNE ARCHITEKTUR

Die Kritik der klassischen Phänomenologie entzündet sich an der modernen Architektur, in der sich angeblich abstrakter Euklidischer Raum, kalte Rationalität und entmenschlichende Sachlichkeit zusammenfinden. Als Gegner sind ausgemacht: vor allem die Lehrer des Bauhaus der Weimarer Republik, die Mitglieder der ersten acht Kongresse des CIAM²⁰, die Vertreter des Internationalen Bauens, die Professoren der Hochschule für Gestaltung Ulm und viele weitere Architekten, Stadtplaner und Städtebauer. Tatsächlich sind aber dies Institutionen und Personen, die dezidiert das Bauen für die Menschen im Programm haben. Es sind Architekten und Städtebauer, die im Entwerfen räumlich, rational und funktional denken, Haltungen, deren menschlichen Anspruch wir gerade positiv herausgestellt haben.

Daneben sind die Vorwürfe aber auch auf die Abwesenheit ästhetischer bzw. baukünstlerischer Maßstäbe und auf den Verlust der historischen Identität gerichtet. Aber auch diese Vorwürfe gehen ins Leere. Die moderne Architektur verzichtet nicht auf ästhetische und baukünstlerische Aussagen, sondern zeichnet sich durch eine *neue* Ästhetik aus.²¹ Ästhetische Aussagen im Rahmen der klassizistischen, über zweitausend Jahre immer nur ein wenig modifizierten Architektursprache, gehören der Vergangenheit an. In dieser waren viele architektonische Elemente zur fixen Formel geronnen, die man mit gewissen Variationen kritiklos anwendete. Kunst ist hier die Formulierung eines Algorithmus, Regelästhetik.

19 Heidegger, *Sein und Zeit*, S. 109.

20 *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne*, 1928 (I) bis 1959 (XI).

21 Es muss natürlich klar sein, dass die Anwendung einer architektonischen Sprache nicht mit Notwendigkeit zur Entstehung eines Baukunstwerkes führt, wie überhaupt die Benutzung der deutschen Sprache nicht schon automatisch elegante Sätze oder gelungene Literatur hervorbringt. Das liegt an der ästhetischen und baukünstlerischen Kompetenz der Autoren und am Gelingen des Entwerfens zum Werk.

Die neue Ästhetik der Moderne kümmert sich hingegen wenig um Regeln.²² Im Zentrum steht die poetische Kraft des Betrachters und Nutzers, in dem vom Architekten vorbereiteten Werk wahrnehmend – das heißt als subjektive Aktivität – Beziehungen aufzufinden sowie neue Harmonien zu stiften. Die in ihrem Anspruch gelungene Moderne hat eine subjektive Ästhetik – wobei dieses noch nichts über die konkrete Qualität eines Einzelwerks aussagt. Außerdem ist damit nicht gesagt, dass Architekten – wie Le Corbusier – nicht auch Konzepte erarbeitet haben, die einem phänomenologischen Anspruch widersprechen.

VOM STREIT DER ALTEN UND MODERNEN

Diese Haltungen, diese Unterscheidungen zwischen klassischer und moderner Ästhetik sind bereits im 17. Jahrhundert in der *Querelle des anciens et des modernes*, dem Streit der Alten und Modernen, aufgetaucht. Er wurde ausgelöst durch ein Gedicht des »Modernen« Charles Perrault, das er am 27. Januar 1687 zur Genesung Ludwig XIV vortrug. Darin ging es um die Frage, ob die Antike irreversible Normen der Gestaltung etabliert habe und unvermeidlich ein Verfall der Kultur drohe, wenn man nicht diese antiken Normen wiedergewinne (so die Position der *anciens*). Oder ob nicht bei aller Akzeptanz der hohen Qualität der antiken Vorgaben eine Weiterentwicklung möglich sei, wie sie sich unter Ludwig XIV zeige (Position der Modernen). Dahinter stand die Alternative, ob die Normen künstlerischer Werke quasi gottgegeben oder anthropologisch und physiologisch²³ begründet sind. Kurzum: Wenn man in aller Allgemeinheit von einem *menschlichen* Ansatz sprechen kann, dann im Falle der Modernen – wobei auch hier Einzelanalysen vor Pauschalurteilen stehen müssen.

Die *Querelle* impliziert auch eine Haltung zur Tradition. Die Alten sagen, dass das Neue, das heißt das Andere des Alten, nur Verfall sein kann. Die Modernen sehen im wirklich Neuen eine Weiterentwicklung und damit eine Verbesserung. Das Alte ist das Obsolete und damit das Gegenteil des Neuen. Die klassische Phänomenologie hat sich gern an das Alte gebunden, an das vermeintlich Menschliche, das Bauernhaus, die Kleinstadt, das Dörfliche. Das sind jedoch Sehnsüchte von der guten, alten Zeit, wie sie in der Epoche der Industrialisierung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bestanden haben und die Idyllisierung der sozialen, ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des 18. und frühen 19. Jahrhunderts betrieben. Selbst Heidegger – der zumeist mit seinem »Schwarzwaldhaus« als Beleg für dörfliches Leben genommen wird, hat in seinem Vortrag »Bauen Wohnen Denken«, in dem er dieses Haus als Beispiel für gelungenes Wohnen erwähnt, zugleich deutlich gemacht, dass es sich um »gewesenes Wohnen« handelt und man »keineswegs [...] zum Bauen dieser Höfe zurückkehren« darf.²⁴ Der Blick der Alten

22 Allein Le Corbusier hat neben den »fünf Elementen der modernen Architektur« mit seinem »Modulor« versucht, ein verbindliches Regelwerk aufzustellen bei dem er dann auch noch beansprucht, dass er menschlich ist. Das ist jedoch ein fragwürdiger Versuch.

23 Der Bruder von Charles Perrault – Claude Perrault – beteiligte sich an der *Querelle* als Architekt und Mediziner und argumentierte in seinen Schriften aus einer biologischen Position.

24 Heidegger, Bauen Wohnen Denken, S. 47.

richtet sich zurück an den Anfang, jener der Modernen dagegen in die Zukunft, in eine Heimat, »in der noch niemand war«²⁵.

PHÄNOMENOLOGIE DER URBANITÄT

Folgt man der hier zusammengefassten Kritik an den klassischen Ansätzen, so eröffnen sich aus der Kritik Bezüge zu einer »Phänomenologie der Urbanität«. Besonders hilfreich ist dabei ein Rekurs auf Jean-Paul Sartre und sein Verständnis von Raum als Situation, in der Dinge und Menschen ineinander gebunden sind.²⁶ In Situationen gibt es keine Trennung von Dingen als solitären materialen Substanzen und einem voluminösen Raum ohne materiale Substanz. Eine Situation ist ein subjektiver Entwurf, sie enthält Vergangenheit und Zukunftsmöglichkeiten. Die Menschen stehen einer Situation nicht gegenüber, sondern verorten sich in ihr. Sie ist ein kognitiver Entwurf von Welt und Subjekt zugleich.

In der Architektur findet sich dieses Verständnis zum Beispiel bei N. John Habraken, der dazu den Begriff der »Konfiguration« einbringt, mit der er die Ordnung physikalischer Elemente fassen will.²⁷ Er stellt heraus, dass man jede Architektur oder gebaute Umwelt als Gruppierung von klar identifizierbaren Elementen, eben als Konfiguration, verstehen kann. Die jeweilige Konfiguration ist abhängig von den beteiligten Elementen – aber auch von der Identifizierung als ein jeweiliges Element – und von der Sichtweise auf die Beziehungen der Elemente zueinander. Eine Konfiguration (Habraken gibt hier das Beispiel des Schachbretts und der dazugehörigen Schachfiguren) führt zu einem Spiel (etwa das Handlungsfeld des Schachspiels), das ein Spieler konkret, individuell und in Re- und Proaktion auf den anderen Spieler spielt. Habraken betont, dass die Konfiguration nicht nur das Spiel, sondern auch den Spieler bestimmt.²⁸ Situation betont die Konkretheit, Diesseitigkeit, Konfiguralität (um den Begriff von Habraken aufzunehmen), den Entwurfs-, Zeit- und Handlungsfeldcharakter von Welt und Mensch.

Eine moderne²⁹ Stadt ist eine Ansammlung von zu unterschiedlichen Zeiten entstandenen Gebäuden und Freianlagen, in der unvermittelt ein zehn Jahre altes Einkaufszentrum auf eine gotische Kirche und ein Rathaus aus dem 19. Jahrhundert stößt; in der eine U-Bahn das barocke Schloss mit der Mietskaserne aus der Gründerzeit, eine gläserne Fabrik mit einem Tante-Emma-Laden verbindet, in der mithin das Ungleichzeitige präsent gemacht ist. Es kommt nicht darauf an, eine Stadt zu glätten, sie real oder sie mit einer *Corporate Identity* eindimensional zu machen, sondern – ganz im Sinne Simmels – einen Beitrag zur Heterogenität der Großstadt zu leisten, in der die Menschen »ver-rückt« werden können, das heißt in der sie einerseits einfach

25 Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt a. M. 1977, S. 1628.

26 Vgl. Jean-Paul Sartre, Das Sein und das Nichts, Hamburg 1952.

27 N. John Habraken, The Structure of the Ordinary, Cambridge 1998.

28 Vgl. Habraken, S. 23f.

29 Hier gehen wir überein mit dem Wertbegriff der klassischen Phänomenologie und die Kritik an der Eintönigkeit und Monorationalität von Planstädten des 19. und 20. Jahrhunderts. Uns geht es allerdings nicht um das *Gewachensein* und seine biologischen Konnotationen, sondern um die kumulative Heterogenität der baulichen Substanzen und der Orte sowie den von ihnen ausgehenden Anreiz, eigene Situationen zu entwerfen.

bleiben können, aber durch die Architektur auch die Möglichkeit bekommen, aus ihrem Denken und Tun herausgerissen werden zu können. Im Widerspruch zu Simmel soll das aber nicht zu einer kognitiven Eremiten – zu einem Lagerplatz von in ihrem Geist verschlossenen Individuen – führen.

Um auf die anfangs gestellte Frage zurückzukommen, was Architektur mit dem Leben in der Stadt zu tun hat, kann durch eine Architekturphänomenologie zumindest in Ansätzen eine Antwort gegeben werden: Eine Stadt soll öffentlich sein, indem die Menschen ihre Situationen aushandeln und indem sie auch bauliche Möglichkeiten finden, an denen sie – zusammen mit anderen Menschen – aktiv werden können. Es geht darum, wie Lars Lerup sagt, das »Unfertige zu bauen«, eine Stadt, die im »Zusammenspiel von Kontext, Wahrnehmung und Nachdenken [...] ein bedeutungsvolles Objekt«³⁰ entstehen lässt, das sozial, in Interaktion und Kommunikation, verhandelt wird. Stadt ist dann – wie er sagt – das Ergebnis einer »Negoziation«, das Resultat sozialer Übereinkünfte³¹ und damit die Konstitution der Gemeinschaft.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: In phänomenologischer Sicht ist Stadt eine *Situation*, welche die Menschen aus den Anreizen der Gegebenheiten konstituiert haben und die sie mit ihren Mitmenschen in Öffentlichkeit permanent aushandeln. Stadt in diesem Sinne ist nicht alles, was nach Bevölkerungsstand und Verfassung administrativ als Stadt kategorisiert ist. Stadt gibt es nur in Präsenz und als Ergebnis kognitiver Mobilität. Stadt entsteht nicht notwendig an den traditionell dafür vorgesehenen Orten (Museum, Rathaus, Café, Park), sondern in Situationen, Öffentlichkeiten und Aushandlungsgemeinschaften.

30 Lars Lerup, Das Unfertige bauen. Architektur und menschliches Handeln, Braunschweig 1986, S. 25.

31 Ebd., S. 28f. u. 106.



Dipl.-Ing. Sebastian Feldhusen, M.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltp lanung der Technischen Universität Berlin, Geschäftsführer der Redakteur von *Wolkenkuckucksheim* (Internationale Zeitschrift für Theorie der Architektur) sowie freiberuflich in der Landschaftsarchitektur und Architekturvermittlung tätig.



Prof. Dr. Eduard Führ, geb. 1947, war bis zu seiner Emeritierung Inhaber des Lehrstuhls »Theorie der Architektur« an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg. Er forscht und publiziert zur Theorie der Architektur, zur neueren Architekturgeschichte, zu *New Towns*, zum Wohnen und zur Heimat. 1996 gründete er *Wolkenkuckucksheim/Cloud-Cuckoo-Land/Воздушный замок* (<http://cloud-cuckoo.net>), seither ist er auch deren Herausgeber.

DIE VERMESSUNG DER URBANEN WELT

ZUR PRAXIS DES STÄDTEVERGLEICHS

≡ Marlon Barbehön

Das Bestreben, Städte in dieser oder jener Hinsicht miteinander zu vergleichen, hat in der öffentlichen Diskussion seit geraumer Zeit Konjunktur. In regelmäßigen Abständen präsentieren Meinungsforschungsinstitute, privatwirtschaftliche Unternehmen oder auflagenstarke Magazine neue Ranglisten, die Städte hinsichtlich ihres wirtschaftlichen Status, ihrer Lebensqualität oder ihres Innovationspotenzials ins Verhältnis setzen. Zugleich mehren sich in jüngerer Zeit die kritischen Stimmen, die die bisweilen dünne oder undurchsichtige Datenbasis derartiger Ranglisten problematisieren und den Einsatz differenzierterer methodischer Verfahren anmahnen. Und auch in der politischen Praxis wird oft und gerne verglichen: Der Verweis auf andere Städte dient der Identifikation von (vermeintlichen) Modelllösungen für urbane Problemlagen, der Legitimierung von schmerzhaften Einschnitten, dem Herausstreichen eigener politischer Erfolge oder der Beanspruchung individueller Züge im globalen Wettbewerb der urbanen Ballungsräume. Vor dem Hintergrund der allgegenwärtigen Bemühungen, Städte zu vergleichen und besser vergleichbar zu machen, erscheint es lohnend, die Logik des Städtevergleichs jenseits methodischer Ausbuchstabierungen in grundlegender Weise in den Blick zu nehmen: Was verraten die gegenwärtigen Formen des Städtevergleichs über die Art und Weise, wie über Urbanität gedacht wird? Wozu dienen Städtevergleiche und welche Wirkmächtigkeit kann ihnen zugeschrieben werden? Lassen sich Städtevergleiche als eine soziale Praxis begreifen, die anderes und mehr erzeugt als eine gleichsam neutrale Gegenüberstellung von Städten?

STÄDTEVERGLEICHE UND DIE VORSTELLUNG VON URBANITÄT

Auf einer grundlegenden Ebene betrachtet kann der Vergleich als basale Operation gelten – und zwar nicht nur der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis, wovon etwa die vergleichenden Subdisziplinen der Politikwissenschaft, Soziologie oder Kulturwissenschaft zeugen, sondern der sinnhaften Wahrnehmung von Welt insgesamt. In der Psychologie wird Wahrnehmung gemeinhin als Prozess verstanden, in dem sinnliche Empfindungen organisiert, kategorisiert

und mit bestehenden Erfahrungen in Beziehung gesetzt werden. So gesehen lassen sich alltagsweltliche Orientierungsleistungen auch als fortdauernder Akt des Vergleichens begreifen, als Relationierung von neuen Eindrücken und bestehendem Wissen, die eine unübersichtliche und mehrdeutige Welt zumindest temporär als strukturiert erscheinen lässt. Dies gilt auch für Erfahrungen in und mit Städten: Eine Stadt kann dann als weltoffen, modern und dynamisch wahrgenommen werden, wenn sie als weltoffener, moderner und dynamischer als andere Städte erlebt wird. Insofern ist der Vergleich alles andere als eine moderne Erfindung, und der Vergleich von Städten muss nicht per se in Verdacht stehen, eine Mode zu sein.

Gleichwohl lässt sich in der gegenwärtigen öffentlichen Debatte eine spezifische Kontur ausmachen, in welcher Hinsicht und anhand welcher Kriterien Städte miteinander verglichen werden. In Zeiten globaler Standortkonkurrenz sind es insbesondere Vergleiche der ökonomischen Leistungsfähigkeit und der individuellen Züge von Städten, die die öffentliche Auseinandersetzung mit Städten dominieren.¹ Nirgends tritt dies derart deutlich hervor wie im Falle von Städterankings, wo bereits die Autorenschaft oder die Herkunft der Auftraggeber auf eine Dominanz wirtschaftlicher Erwägungen hindeuten. Derartige Vergleiche, wie etwa die weithin sichtbaren Ranglisten der *Wirtschaftswoche* oder des *Manager Magazins*, transportieren dabei spezifische Verständnisse eines Idealtypus von Stadt: wirtschaftsstarke und dynamische soll sie sein, ferner sich durch eine hohe Lebensqualität auszeichnen, damit Unternehmen auch mit einem lebenswerten Umfeld und vielfältigen Freizeitmöglichkeiten werben können. Maßgebend ist hiernach eine Vorstellung von Urbanität, die zuallererst auf den wirtschaftlichen Erfolg in einem zunehmend entgrenzten Wettbewerb um Menschen und Ideen hin ausgerichtet ist. Obgleich derartige Bestimmungsgrößen, von der Schwierigkeit ihrer methodischen Ausbuchstabierung ganz zu schweigen, notwendigerweise selektiv sind, übersetzen sie sich in der öffentlichen Debatte vielfach in verallgemeinernde Schlagzeilen: Von den besagten Ranglisten finden sich »Die besten Städte Deutschlands«² sowie die »Tops« und »Flops« deutscher Städte³ abgeleitet. Pars pro toto steht hier die wirtschaftliche Kraft für die Stadt als Ganze.

Hinter dem Prinzip der Rangliste und der Dominanz wirtschaftlicher Faktoren lässt sich noch eine grundlegendere Tendenz erkennen: der Trend zur Quantifizierung. Hält man an der grundlegenden Absicht fest, Städte als komplexe soziale und materielle Phänomene in eine Reihung bringen zu müssen, geht dies notwendigerweise mit einem hohen Abstraktionsniveau einher. So gesehen ist es nicht verwunderlich, wenn mit abstrakten Kennziffern wie der Beschäftigungsquote, dem Gewerbesteuersatz, der Größe

1 Vgl. Martina Löw, Eigenlogische Strukturen – Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung, in: Helmuth Berking u. dies. (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt a. M. 2008, S. 33–53, hier S. 33–35.

2 Tim Rahmann, Die besten Städte Deutschlands 2014, in: Wirtschaftswoche online, 27.11.2014, URL: <http://www.wiwo.de/politik/deutschland/niveauranking-die-besten-staedte-deutschlands-2014/10990934.html> [eingesehen am 20.03.2015].

3 O. V., München Top – Berlin Flop, in: Tagesspiegel online, 05.09.2008, URL: <http://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/staedteranking-muenchen-top-berlin-flop/1318546.html> [eingesehen am 20.03.2015].